

Rezensionen

MORGAN, Ruth; WIERINGA, Saskia. 2005. *Tommy Boys, Lesbian Men and Ancestral Wives. Female same-sex practices in Africa*. Johannesburg: Jacana Media, 335 Seiten, ISBN 1-77009-093-2

ARNFRED, Signe (Hg.) ²2006; ¹2004. *Re-thinking Sexualities in Africa*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet, 276 Seiten, ISBN 91-7106-566-0

rezensiert von

Hanna Hacker, *Universität Wien*

Welche Sexualitäten? Welches Afrika? Theorie schreiben, wie?

Publikationen zum Thema Sexualität und/in Afrika boomen, aber was ist das Thema, genauer betrachtet? Dass jene Positionen, von denen aus spannende und lesenswerte Assoziationen zwischen „Afrika“ und „Sexualitäten“ hergestellt werden, feminismusfreundlich sind, selbstverständlich anti-kolonial, auch heteronormativitätskritisch, scheint gewiss. Der rote Faden einer gemeinsamen oder verbindenden Fragerichtung allerdings geht im Konkreten leicht verloren. Kondomgebrauch in Kenia, Sex und Wanderarbeit in Botswana, romance tourism in Gambia, das Verbot der „Vagina Monologe“ in Uganda ... Mit größter Wahrscheinlichkeit landet eine einerseits bei den Themen HIV/AIDS und Weiblicher Genitalverstümmelung (FGM) und andererseits, damit oft nur lose verbunden, bei den ja ebenso unverzichtbaren (auto-)kritischen Analysen der Kategorien „Sex“ und „Race“ und der ihnen inhärenten kolonialen Begehrens- und Gewaltformationen.

Innovative, theorie- wie politikrelevante, produktiv kontroverse Analysen betrafen, meiner Wahrnehmung nach, in den letzten Jahren zunächst das Verhältnis zwischen „Nation(werdung)“ und sexueller Formierung. Analysen, die in erster Linie den „jungen“ Staaten des südlichen Afrika galten – von der „homophilen“ südafrikanischen Verfassung bis zu den

gewalttätig-homophoben Aktionen von Robert Mugabe in Simbabwe –, dekonstruierten Sexualität als konstitutives Element in den Diskursen zu nationaler Identität und als komplexes Feld der Auseinandersetzungen um „Modernität“ und „Tradition“ „in Afrika“. (Stychin 1998, Phillips 2001, Spruill 2001, u.a.)

Ein anderes aktuelles und strittiges Forschungsfeld betrifft Fragen der Subjektkonstitution im Kontext von (sexuell minoritärem) „Organising“. Exemplarische Studien zeichnen im Detail die Neuformierung von Begehren/Verlangensstrukturen und sexuellen Identitäten im Gefolge von (plakativ ausgedrückt: verwestlichenden) Interventionen US-amerikanischer oder west- und mitteleuropäischer NGOs nach. Dies betrifft das profilierte „schwule“ Subjekt mit seinen schließlich re-fetischisierten ökonomischen Beziehungen zu weißen Männern ebenso wie die „richtige“ Art und Weise, die eigene HIV-positive Lebens- und Körpergeschichte so zu erzählen, dass der von europäischen NGOs eröffnete Zugang zu medizinischer Versorgung gewährleistet ist. (Nguyen 2002, Nguyen 2005, Lorway o.J., u.a.)

In bemerkenswerter Fülle beginnen in den letzten Jahren schließlich afrofeministische Publikationen, Sexualität offensiv und reflexiv zu thematisieren. So veröffentlichte die südafrikanische feministische Zeitschrift „Agenda“ gleich drei themeneinschlägige Schwerpunkthefte: „Sexuality in Africa“ (2004) und „Sexuality and Body Image“ (2005) als Teile einer Serie zu „African Feminisms“, und zuletzt mit „Homosexuality“ (2006) „the first-ever journal publication on the African continent which focuses specifically on homosexuality in Africa“ (Potgieter 2006, 4). Die publizierten Texte spannen einen breiten Bogen von soziologischen Fallstudien über die Analyse tagespolitischer Diskurse hin zur Kritik der Repräsentation Schwarzer vergeschlechtlichter Körper und ihres Begehrens.

Als wichtige übergreifende kritische Fragen zu den vielzähligen Einzeltexten formuliere ich folgende: Wie bringen aktuelle Publikationen, denen die feministische, queere und antikoloniale Perspektive nahe liegt, die Zeichen „Sexualität“ und „Afrika“ konzeptionell zusammen? Wo oder wer ist in diesen Publikationskonzepten „Afrika“, was ist oder ist nicht „Sexualität(en)“? Mittels welcher politischen Strategien und mittels welcher Bezugnahmen auf Theoriekorpusse verbinden sie den einen Begriff mit dem anderen? Entlang dieser Lese-Leit-Fragen und vor dem Hintergrund der

bemerkenswerten Vielzahl rezenter Texte zum Thema situiere ich nun meine Überlegungen zu zwei neueren Veröffentlichungen, die beide „Afrika“ – nämlich in der Formulierung: „in Africa“ – und „Sex“ – genauer: „same-sex practices“ bzw. „sexualities“ – im Titel führen: Ruth Morgans und Saskia Wieringas Projekt zu „female same-sex practices in Africa“ und Signe Arnfreds Sammelband *Re-thinking Sexualities in Africa*.

Küchengespräche und andere lesbische Praktiken

„The project which forms the basis of this book was conceptualised two years ago around Ruth’s kitchen table when Saskia was spending a few days in Johannesburg en route to Namibia“ (Morgan/Wieringa 2005, 11), lautet der erste Satz von Morgan/Wieringas Studie *Tommy Boys, Lesbian Men and Ancestral Wives. Female same-sex practices in Africa*, 2005 erschienen bei Jacana Media in Südafrika. Die konzeptionelle Strategie des ganzen Buches liegt schon in diesem Satz. Die Autorinnen legen Wert auf Basisnähe, auf Küchengespräche, auf ein grass-root level schon in der Schreibbewegung, die einfacher Lesbarkeit vor komplexerer Gestaltung, gar „Theorielastigkeit“ den Vorzug gibt. Durchgängig bezieht sich das Selbstverständnis der Analysen auf den Boden, das Eigene, das Nicht-Globalisierte des afrikanischen Kontinents; zugleich ist es erst die reisende, nicht-bodenständige, nicht-afrikanische Expertin (Saskia Wieringa), deren Passage den Text hervorbringt.

Was für ein Projekt nahm seinen Ausgang vom zitierten Küchentisch?

Eine weiße südafrikanische und eine weiße niederländische Anthropologin wollten für die Konferenz „Sex and Secrecy“ (2003) ein Panel zu Lesben in Afrika organisieren und wussten nicht so recht, woher die Referentinnen nehmen. Was sie entwarfen und zuletzt in eigener Autorinnenschaft in Buchform brachten, war eine Art Bildungsprojekt für „Barfuß-Anthropologinnen“. Erstens finanzierten sie sich aus Mitteln der Entwicklungshilfe, nämlich der niederländischen Entwicklungstiftung HIVOS. Zweitens suchten und fanden sie – die beide ihre akademischen Abschlüsse selbstverständlich an europäischen bzw. US-amerikanischen Universitäten gemacht hatten – (neun) Interessentinnen aus (sieben) afrikanischen Ländern und bildeten sie bei einem Wochenendworkshop zu Forscherinnen aus. Die mehrheitlich über das große queere Web-Magazin „Behind the Mask“ kontaktierten Frauen lernten in diesem Crashkurs das

Durchführen lebensgeschichtlicher Interviews, übten das offene Sprechen über sexuelle Praktiken und wurden in die Benutzung von Fotokamera und Kassettenrecorder eingeführt. Danach sollte jede mehrere Interviews im eigenen Land führen und die Aussagen mittels zusätzlicher Information (beispielsweise über die rechtliche Lage homosexueller Frauen im jeweiligen Land) „triangulieren“. Die Bänder, Transkripte, Fotos usw. sollten sie zuletzt dem südafrikanischen lesbischwulen Archiv GALA (dessen Leiterin Ruth Morgan ist) zur Verfügung stellen. Nach Ablauf von knapp drei Monaten versammelten Morgan, Wieringa und zwei weitere Mentorinnen die „Para“-Anthropologinnen für einige Tage und lehrten sie, wie sie ihre Präsentationen beim Konferenzpanel schreiben und gestalten könnten. Diese Texte bilden die Basis für das vorliegende Buch, auf dessen Cover allerdings nur Morgan und Wieringa als Autorinnen aufscheinen. Sie erzählen im einleitenden Kapitel ausführlich den Prozess dieser Forschungen und Aufbereitungen. Die Leserin mag sich wohl wünschen, sie gingen mehr auf die Ambivalenzen des Konzepts und die Brüche im Gelingen ein. Es bleibt ganz unklar, warum Frauen, die über das Lesbenkontaktnetz von „Behind The Mask“ „identified“ wurden und die selbst als Aktivistinnen vorgestellt werden, angeblich anfangs meinten, in ihrem Land gäbe es keine Lesben und sie könnten daher keine Befragung zu „lesbischen Praktiken“ durchführen. Zudem erklärt sich mir nicht, weshalb Aktivistinnen aus langjährigen LGBT-Projekten¹ und -NGOs wie TRP („The Rainbow Project“, Namibia), „Sister Namibia“, GALZ („Gay and Lesbian Association of Zimbabwe“) oder der Lesbenselbsthilfegruppe in Dar es Salaam (Tansania) erst mit dichter „Information“ über lesbische Lebens- und Liebeszusammenhänge versehen werden mussten (während derer sie „verlegen kicherten“ [14]), ehe sie gerüstet schienen, Freundinnen und Mitstreiterinnen zu interviewen. Morgan/Wieringa fanden es wichtig, ihre ja eigentlich schon längere Zeit politisch aktiven „Co-Researchers“ mit politischer Argumentation zu versehen, die ihnen bei weiteren Gruppenaktivitäten nützen sollte. Ihre Deutungen gehen hier davon aus, dass Homophobie als kolonialer Import zu werten und im postkolonialen Afrika zu überwinden sei und dass Lesbenrechte als Teil des Menschenrechtskanons begriffen und eingefordert werden müssten. Jedenfalls sagten die beteiligten Frauen hinterher alle, die Welt mit neuen

¹ LGBT: „Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender“

Augen zu sehen, und es entstand kurz darauf die Vereinigung CAL („Coalition of Lesbian Africans“), was tatsächlich als ein schöner Erfolg des Projektes gelten kann. Ein bisschen zu rasch aber gehen die Herausgeberinnen über die Hinweise hinweg, dass vieles an ihrem Wunschkonzept auch wiederum gar nicht funktionierte. Keine einzige der Befragten wollte sich fotografieren lassen, und keine der Bandaufnahmen, soweit solche überhaupt zustande kamen, fand den Weg in die Archivbestände von GALA. Die wenigen Bänder, die es gab, mussten auf Wunsch der Interviewten vernichtet werden. Vielfach handelt es sich bei den Interviewaufzeichnungen um Gedächtnisprotokolle, oft nur sehr wenige Seiten kurz, und um mehrfache Übersetzungsschritte. In Lokalsprachen geführte Interviews wurden auf Englisch „transkribiert“, wobei dies zumeist nicht die Muttersprache der Interviewerin ist. Morgan/Wieringa berieten und begleiteten beim Zustandekommen einer veröffentlichten Version nicht nur, sondern bearbeiteten die Texte zuletzt auch stark.

Aber doch entfalten diese Texte bei Lektüre ihr Eigenleben, und dies bleibt meiner Lesart zufolge eine große Stärke des Buches. Quer-Blättern macht bei diesem Werk Spaß, die Konkretisierungen der „same-sex practices“ entfalten sich oft witzig, die Distanzierung von sprachlicher oder theoretischer Komplexität ermöglicht natürlich auch entspanntes Lesen, ein Springen zwischen Kapiteln oder Zitaten, Plaudern und wieder Einsteigen an jeder Stelle.

Nancy Baraka und Siza Khumalo etwa präsentieren in ihren Interviews aus Kenia und Swasiland unter anderem Beziehungen unter Schulmädchen; „mummy-baby-relationships“ als institutionalisierte Bindungsform an (Mädchen-)Schulen. Die „tommy boys“ aus dem Buchtitel, sich als Männer identifizierende biologische Frauen, hier auch „lesbian men“ tituliert, finden in den Gesprächen von Madelene Isaacks und Elizabeth Khaxas in Namibia und Marie Nagadya in Uganda ihren Platz. Die kenianische Mitarbeiterin hat auch ein („nicht-sexuelles“) women-marriage-Paar bei den Kamba befragt, und Nkunzi Nkabinde gibt spannende Einblicke in die vielfältige Community der Sangoma, der HeilerInnen in Südafrika, in der es sowohl offen lesbische Aktivistinnen gibt als auch solche weiblichen Sangoma, die ganz traditionell mit spirituellen „ancestral wives“ leben.

Es gibt im ganzen Buch keine Definition von „same-sex practices“ – auch keine Problematisierung oder ausführlichere Diskussion dieser Begriffselemente –, aber bei der Lektüre wird schnell deutlich, dass die „practices“ dominant tatsächlich ganz direkt als „Sexpraktiken“ aufzufassen sind. Die Interviewerinnen fragen nach den bevorzugten Techniken, die Interviewten artikulieren anscheinend keinen Widerstand dagegen, offen zu antworten, und in einigen sehr netten Passagen bringt sich die Fragestellerin selbst ausführlich ins Gespräch ein, wie hier die Südafrikanerin Busi Kheswa (bearbeitet von Saskia Wieringa):

„B[usi]: Can you share with me some of your sexual practices? My lover and I do have sex and we also have oral sex, we do finger-fucking, but Pat says oral sex makes her nauseous. So I allow her to do that because there are things that I don't like to do, so it is only fair that one should do what she is comfortable with. We have a dildo, but it is not very long since we got it, but now I master using it.

N[okuthula]: (Laughing) We do have oral sex and finger-fucking and some other things (both laughing).

B: Good luck, I think you will enjoy it because Pat and I love it, but I don't want to be dependent on it. Sometimes I get jealous when Pat enjoys it so much because I feel like it is substituting me.“ (Kheswa/Wieringa 2005, 224)

Jedes Kapitel beginnt mit einem Abriss der homophoben Politik im jeweiligen Land, Religionen und Kirchen spielen in vielen der Berichte eine große ambivalente Rolle, HIV ist ein durchgängiges Thema, und einige Beiträge machen das Element der Gewalterfahrungen, der nahezu regelhaften Vergewaltigung offen lesbischer Frauen etwa in südafrikanischen Townships, sehr deutlich. In ihrem zusammenfassenden Kapitel hebt Ruth Morgan hervor, dass es in keiner einzigen der indigenen Sprachen, die die befragten Frauen kannten bzw. benutzten, auch nur ein neutrales, geschweige denn ein positiv konnotiertes Wort für „same-sexuality“ gebe (322). („Same-sex“, „same-sexual“ usw. ist der im Buch dominante Wortgebrauch, der etwa in der Formel „my same-sexuality“ ein bisschen ungewöhnlich anmutet.)

Welches Afrika? Welche Sexualitäten? Zusammenschreiben, wie? „Afrika“ umfasst in der Publikation von Morgan/Wieringa, ohne dass sie dies problematisieren, nur anglophone Länder und dabei auch nur Länder im

südlichen und östlichen Teil des Kontinents. Der Status Schwarzer und/oder Nicht-Schwarzer Kulturen generell, vor allem aber der Status Schwarzer vs. Nicht-Schwarzer AkteurInnen im Kontext des Forschungsprojekts selbst wird nirgendwo ausdrücklich Thema; impliziert jedoch legitimiert sich die Macht der Aussagen zu „in Africa“ über die Konzentration auf Schwarze Lebensgeschichten. „Südafrika“ hat deutlich Führungsposition. Hier ist der Ort, an dem das Projekt erdacht und gesteuert wird. Die weiße Südafrikanerin spricht im Namen des Kontinents und repräsentiert zugleich überlegene Kompetenz, wenn es ans Finanzieren, Forschen, Schreiben und Veröffentlichen geht. Unbehaglich macht die Vermutung, dass dies sich leicht lesbar, basisnahe, theoriefern und praxisrelevant gestalten soll, weil es „für Afrika“ ist.

Eine der Verbindungen zwischen „in Africa“ und „same-sexuality“ leisten die „Praktiken“. „Identität“ soll der Begriff der Wahl nicht sein, da ja gleichgeschlechtliche Sexualität „in Afrika“ vielfach nicht im „westlichen“, gay-affirmierenden Sinn als identitätsstiftend verstanden werde. Die Bezeichnung „Praktiken“ umfasst in Elementen der Buchpassagen das gesamte komplexe Feld von Geschlechterdefinitionen und –identifikationen – Institutionen wie women marriages oder ancestral marriages, ebenso eher flüchtige Etiketten wie „girls' erotic play“ – und ordnet sie alle dem Feld des (nicht-heterosexuellen) Sexuellen zu.

Für mich bleiben hier zumindest zwei Fragen ganz unreflektiert: Erstens, warum sind Schreiben, Fernsehen, Essen, SMSen, Arbeiten, Erwerbsarbeiten, Hausarbeiten, Politik Machen, Interviews Führen und so fort *keine* „practices“, die sich „same-sex“ oder sonstwie vergeschlechtlicht gestalten können? Zweitens, warum muss ein pro-afrikanischer (frauenidentifizierter/ feministischer) Ansatz sich mit Simplizität identifizieren, mit den kurzen Sätzen, den dünnen und überholten ethnografischen Befunden (vgl. 281-307), den auch in ihrer politischen Analyse sehr einfachen Empfehlungen dahingehend, wie „we LGBT people“ uns organisieren und mit anderen Bewegungen verbünden können?

Ich würde diesen Zugang mit zwei anderen Strategien kontrastieren. So demonstrieren die „Teaching Resources“ auf der Website des African Gender Instituts (AGI) der University of Cape Town, dass die Produktion von Wissen bzw. von Infrastrukturen des Lesens, Lehrens und Forschens

durchaus gleichzeitig afrikanisch-kontinental orientiert und dabei intellektuell sein „darf“, ja muss. Das AGI hat seit einigen Jahren einen thematischen Schwerpunkt auf Sexualität. In der jungen Zeitschrift „Feminist Africa“ lag bereits zwei Mal, 2003 und 2005, ein Fokus auf sexuellen Kulturen in Afrika, und aus einer afrikaweiten Tagung in Ghana 2003 gingen exemplarische Curricula und Unterrichtsmaterialien hervor, die als Teil des vom AGI aus koordinierten Netzwerks „Gender and Women’s Studies for Africa’s Transformation“ (GWS) online veröffentlicht sind. Die nigerianische Frauenforscherin Charmaine Pereira betreut hier die Key Resources zu „Sexuality“. Es handelt sich um eine ausführliche kommentierte Bibliografie entlang systematischer Gliederungspunkte von „Heterosexuality“ über „African women’s thought and activism“ bis „Sexuality and Pleasure“. Pereira legt hier unübersehbaren Wert auf Bücher, Zeitschriftenaufsätze, Websites und visuelle Materialien, die „nicht-westlicher“ AutorInnenschaft sind und „nicht-Westliches“ thematisieren; bei „Subjectivity, the unconscious and desire“ verweist sie beispielsweise auf den französischen Philosophen Michel Foucault und die nigerianisch-südafrikanische Sozialwissenschaftlerin Amina Mama in ganz ähnlich gesetzter Relevanz. (Pereira o.J.)

Als eine wiederum gegensätzliche Strategie, „in Afrika“ und „Sexualität(stheorie)“ in Verbindung zu bringen, erscheint mir ein Ansatz im Schwerpunktheft „Sexuality and Body Image“ von „Agenda“ (2005). Beim ersten Aufschlagen des Inhaltsverzeichnisses mag die Leserin sich fragen, wo hier die spezifisch „afrikanische“ Diskursivierung bleibt, fällt doch das Nicht-Partikulare von Titeln wie „The (im)possibility of lesbian desire“ oder „Gender and the politics of representation“ zuerst ins Auge. Das „typisch Afrikanische“ ist kein Leitmotiv. Wer in Afrika schreibt und dabei mit, beispielsweise, Judith Butler arbeitet, gehört hierher, zu/in Afrika, ohne weitere Notwendigkeit, die Wahl der Worte zu rechtfertigen.

Über-Denken und ähnliche Probleme Europas

Wie nähert sich das zweite ausführlicher zu besprechende Buch, das von Signe Arnfred herausgegebene *Re-thinking Sexualities in Africa* (2006, 12004), den Verhältnissen zwischen Sexualitäten, Theorien und „in Afrika“?

„The time has come for re-thinking sexualities in Africa: The thinking beyond the conceptual structure of colonial and even post-colonial European imaginations, which have oscillated between notions of the exotic, the noble and the depraved savage, consistently however constructing Africans and African sexuality as something ‚other‘.“ (Arnfred 2006, 7)

Auch hier liegt Wesentliches der konzeptionellen Strategie in diesem ersten Satz der Herausgeberin. Zentral geht es um eine Reflexion „westlicher“ Deutungsmacht, und zwar vorrangig als Auto-Reflexion „europäisch“ positionierter ForscherInnen. Der erste von drei Abschnitten des Buches reiht sich mit der Überschrift „Under Western Eyes“ in die Tradition der unter diesem Zitat erstmals in den 1980er Jahren von Chandra T. Mohanty formulierten Kritik an kolonialisierenden Feminismen und versammelt fünf der insgesamt zwölf Texte. Dass es im gesamten Band um gendertheoretische und feministische Ansprüche geht, verbirgt der Buchtitel ja zunächst; de facto handelt es sich um Beiträge zur Konferenz „Contexts of Gender in Africa“ 2002 in Uppsala. (Die Verschiebung von „Gender“ im Tagungs- zu „Sexualities“ im Buchtitel findet bedauerlicherweise keine Erläuterung.) In der Entscheidung für einen Schwerpunkt auf dem Begehren – „Problems of Pleasure and Desire“ als verbindende Klammer der Beiträge im zweiten Abschnitt des Buches – und schließlich einem weiteren auf Handlungsfähigkeit, „Female Agency“ – die offenbar keines einschränkenden „Problems of ...“ bedarf – setzt sich die Orientierung an zentralen Fragen jüngerer feministischer Theorieproduktion fort.

Vorweggenommen sei, dass sowohl in der Einführung der Herausgeberin als auch in den Beiträgen (deren AutorInnen in geopolitischer Hinsicht circa zur Hälfte in Afrika, zur anderen Hälfte in Nordeuropa verortbar sind) die theoretische Referenz zumeist eher unverbunden neben bzw. vor der Darlegung der fast durchweg eher konventionell ethnografischen Forschungsfragen steht. Die Texte nehmen auf große, in gewisser Weise bereits „etablierte“ theoretische Würfe Bezug, auf Michel Foucault, Arjun Appadurai, Mary Douglas, Ann Laura Stoler, ohne hier originärer experimentieren zu wollen und machen dann aber zumeist ihren Sprung in ethnologische Details als ihr Hauptsächlichstes und finden allenfalls punktuell in ihre anfängliche theoretische Rahmung zurück.

Thematisch scheint viel „Typisches“ drin, HIV/AIDS, FGM, trotz oder wegen des immer wiederkehrenden Reflexes auf Eurozentrismen; jeweils im Kontext einer Dekonstruktion des Stereotyps von „African AIDS“ oder des Konzepts von „African Sexuality“ generell, die als westlich besetzter Topos zwischen dem Hemmungslos-Animalischen und dem „Unschuldigen“ oszilliert.

Ohne alle (durchwegs niveauvollen) Beiträge im Detail vorstellen zu können, möchte ich einzelne Thesen resümieren, die ich besonders bemerkenswert oder inspirierend finde:

Motiviert von der Frage, warum Lust und sexuelles Begehren keinen Platz in den Schriften feministischer Wissenschaftlerinnen afrikanischer Herkunft wie etwa Ifi Amadiume und Oyèrònké Oyewùmi haben, konstatiert Signe Arnfred auf der Basis ihrer eigenen Forschungen zu Mosambik, dass hier soziale Beziehungen, soziale und sexuelle Handlungen dominant nicht-diskursiv funktionierten. Sexuelles Vergnügen von Frauen, vielfach der Norm der Diskretion unterworfen, müsse daher als Moment des Performativen eher denn als diskursives Element begriffen werden. (59-76)

Liselott Dellenborg und Assitan Diallo arbeiten beide in ihren Beiträgen jeweils am Versuch einer analytischen Trennung von FGM einerseits und individueller sexueller Lust von Frauen andererseits. Am Beispiel der Jola in der Casamance macht Dellenborg deutlich, dass es in erster Linie männliche Gegner der Beschneidungs- bzw. Verstümmelungspraktiken sind, die einen Konnex von FGM und (abwesender) weiblicher Sexualität argumentieren, während die „traditionelle“ Befürwortung von Exzision diese ja mit dem Erlangen von Wissen in Verbindung bringt und in keiner Weise mit Fragen der Sexualität. (79-94) Diallo beschäftigt sich mit den scheinbar widersprüchlichen gesellschaftlichen Praktiken von FGM an jungen Mädchen und sexueller Initiation (Magonmaka) für Bräute in Mali. Sie erklärt sie als zwei letztlich strukturell ähnliche, am Lebenszyklus der Frauen orientierte Verfahren. Beide dienten der Sozialisation weiblich vergeschlechtlichter Personen in die Gemeinschaft und erfüllten den Sinn, ihre Sexualität als sozial – nicht notwendigerweise persönlich – befriedigende zu gestalten. (173-189)

„Kinky Politics“ nennt Kopano Ratele eine Re-Fetischisierung von „race“ (in seiner Schreibweise durchgängig *barriert: ræe*), wie er sie an Hand auto/biografischer Seminaressays Schwarzer männlicher Psychologiestudierender in Südafrika diskutiert. Unter Bezug auf die Frage

Frantz Fanons, „Is the sexual superiority of the Negro real?“, arbeitet er die textuelle Reproduktion der klassischen Assoziation von rassialisierter, sexualisierter und vergeschlechtlichter Differenz heraus, die weiterhin viel mit Konstruktionen von Verbot, Verwerfung und der Lust daran zu tun habe. (139-154) Munter meint er: „I offer what might be seen as merely provocative advice: young men and women should be encouraged to have good, ‚normal‘ sexual intercourse at the earliest opportunity with another person of another race or ethnic group before they reach a certain age. [...] Most crucial, [...] good interracial sex could have deep significance for reconstructing our national politics“ (Ratele 2006, 144) – ein Zitat, in dem sich meines Erachtens zugleich ganz deutlich jenes Südafrika als geopolitischer Ort des Autors erweist, das sich in seiner „proudly South-African“ Nationwerdung als unabdingbar „non-racial“ entwirft.

Es sind nur zwei Beiträge, in denen sich Spuren einer Kritik an Kategorien des Geografischen finden. Liv Haram eröffnet ihre biografische Studie zu Meru-Frauen, die nach Arusha ziehen und dort in (und von) sexuellen Mehrfachbeziehungen leben, mit einer Problematisierung von Stadt/Land-Stereotypen. Seit kolonialen Afrikadiskursen, betont sie, repräsentiere Ruralität die „gute“ Seite der afrikanischen Tradition, und zwar in besonderer Weise für Frauen. Migration von Frauen in den städtischen Raum hingegen stehe in dominanten Diskursen regelmäßig für Zweifel an ihrer geschlechtlichen Anpassbarkeit und sei mit ihrem sexuellen Potenzial, letztlich ihrem Naheverhältnis zur Prostitution, assoziiert. (211-229) Während Haram diesen metakritischen Befund nicht weiter verfolgt, plädiert Jo Helle-Valle ausführlich für eine sehr weit gehende Aufhebung der Kategorie des geografischen Ortes selbst. Als Gegenstrategie zur stereotypen Trope einer kontinentweiten oder auch ethnisch je differierten „African Sexuality“ entwirft er das Konzept der „dividuality“. Es gelte, wahrzunehmen, dass und in welcher Weise „in/dividuals“ gleichzeitig in verschiedenen, auch je widersprüchlichen sozialen Kontexten agierten, die jeweils etwa differente sexuelle Reglements repräsentierten und je nach theoretischer Präferenz als Bourdieusche „Felder“, Goffmansche „Frames“ oder Wittgensteinsche „Sprachspiele“ begriffen werden könnten. Am Beispiel einer Konfliktgeschichte aus seinen Feldforschungen in Botswana argumentiert Helle-Valle, dass der geografische Ort keine brauchbare Erklärungsfigur für soziale Kontroversen infolge sexueller

Regelverletzungen in den Netzwerken abgebe, die er untersucht hat. (195-207)

Der Band schließt mit einem ein wenig bombastischen Beitrag von Mary Kolawole, in dem sie „Frauen in Afrika“ als „Kultur des Schweigens“ konturiert (251-266); eine zweifellos witzigere Lektüre ist der andere, ausdrücklich auf (Pro-)Feminismen referierende Beitrag einer afrikanischen Autorin, nämlich Mumbi Maceras Bericht über ihre Erfahrungen damit, in Gender-Lehrveranstaltungen an einer kenianischen Universität weiblichen Sex zur Sprache zu bringen. (157-170)

Während es Morgan/Wieringa offensichtlich um einen basisnahen analytischen und politischen Ansatz beim Zusammenbringen von „same-sex practices“ und „in Africa“ ging, erscheint als Grundkonzept von Arnfreds Sammel- bzw. Tagungsband also engagiertes Bemühen um die Problematisierung einer europäischen oder „westlichen“ Perspektive auf „Sexualität“ „in Afrika“. Auffällig finde ich auch hier, was es darin alles nicht gibt: „Afrika“ hat auch in diesem Ansatz nahezu unversehens wieder einen Boden, einen strikt kartografierten Platz, und „Sexualität“ geht fast gänzlich im Sozialstrukturellen dieses Platzes auf. Die Ebene der „Repräsentationen“ verschwindet aus den Analysen; um Produktionen oder Re-Visionen des Sexuellen und/in Afrika etwa in Medien, Film, Literatur, selbst Historiografie geht es nicht. Im Unterschied zu Morgan/Wieringa dominiert die ablehnende Haltung gegenüber Viktimisierung in einer Weise, welche die systematische Reflexion von (geschlechtlichen, sexuellen) Gewaltstrukturen erst gar nicht zuzulassen scheint. Und außer in sehr knappen Referenzen gibt es keine „Homosexualitäten“, keine Netzwerke, keine Organisationen, die sich mit sexuellen (minoritären) Rechten befassen, obwohl dies doch in deutlichem und spannendem Ausmaß Teil der afrikanischen „Realität“ (geworden) ist.

Die Herausgeberinnen beider Bücher haben sich für eine eigene Bildebene entschieden; in beiden Fällen handelt es sich um Fotoporträts. Bei Morgan/Wieringa sind es Arbeiten der jungen südafrikanischen Fotografin, zugleich lesbenbewegten Aktivistin, Zanele Muholi. Wir sehen Schwarze Frauenköpfe, -körper, -füße, oft in Paarkonstellation, drinnen und draußen, in großer Ausdrucksbreite, nachdenklich, vergnügt, trotzig, glamourös, intim ... Auf dem Cover zwei Porträtierte, die nicht in die Kamera blicken:

die im Vordergrund, offenbar weniger gut gelaunt, hält ihre muskulösen Arme mit Trainingshandschuhen verschränkt vor dem Tanktop; die Andere umfängt von hinten wie begütigend ihren Kopf und ihre Schulter. Arnfreds Buch durchziehen Arbeiten der bekannten, sämtlich bereits verstorbenen Studiofotografen in Mali aus den 1950er bis 80er Jahren. Es handelt sich um jene Inszenierungen, bei denen die Porträtierten die Accessoires, die Posen, den Hintergrund selbst wählen konnten. Landschaftskulissen sind dabei, ein Motorrad, ein Telefon ... Das Coverportrait von Seydou Keïta zeigt eine junge Frau vor floraler Tapete, in Denkerinnenpose frontal auf einen Radioempfänger gestützt, das Dekolleté und die nackten Arme umrahmt von weißer Litze und hellen Rüschen. Sie trägt traditionellen Schmuck und eine unübersehbar prächtige Herrenarmbanduhr. Ihr Gesichtsausdruck mutet ein wenig gelangweilt an und dabei nicht ohne Provokation. „Sinnliches“ Sinnieren über Sexualitäten in Afrika? Aber welche? Welches? Wie?

Bibliographie

- Homosexuality in Africa. 2006. Agenda. Empowering Women for Gender Equity, Vol. 67.
- Kheswa, Busi with Saskia Wieringa. 2005. „'My attitude is manly ... a girl needs to walk on the aisle': butch-femme subculture in Johannesburg, South Africa.“ In Morgan, Ruth; Wieringa, Saskia (eds.) *Tommy Boys, Lesbian Men and Ancestral Wives. Female same-sex practices in Africa*. Johannesburg: Jacana Media, 199-229.
- Lorway, Rorbert. o.J. (im Erscheinen). „Thinking Through the ‚Foreign Fetish‘: HIV-Vulnerability and ‚(Queer) Subjects of Desire‘.“ In *Anthropologica. Journal of the Canadian Anthropology Society*.
- Nguyen, Vinh Kim. 2002. „Sida, ONG et la politique du témoignage en Afrique de l'Ouest.“ In *Anthropologie et Sociétés*, Vol. 26, No. 1, 69-87.
- Nguyen, Vinh Kim. 2005. „Uses and Pleasures: Sexual Modernity, HIV/AIDS, and Confessional Technologies in a West African Metropolis.“ In Adams, Vincanne; Leigh Pigg Stacey (eds.) *Sex in Development. Science, Sexuality, and Morality in Global Perspective*. Durham: Duke University Press, 245-268.
- Pereira, Charmaine. o.J. Teaching Resources. Bibliography on Sexuality. <http://www.gwsafrica.org/teaching/charmaine's%20essay.html> (15.09.2006).
- Phillips, Oliver. 2001. „Constituting the Global Gay. Issues of Individual Subjectivity and Sexuality in Southern Africa.“ In Stychin, Carl; Herman, Didi (eds.) *Law and Sexuality. The Global Arena*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 17-34.
- Potgieter, Cheryl. 2006. „The imagined future for gays and lesbians in South Africa: Is this it?“ Editorial. In *Agenda. Empowering Women for Gender Equity*, Vol. 67, 4-8.

- Ratele, Kopano. 2006, 2004. „Kinky Politics.“ In Arnfred, Signe (ed.) *Re-thinking Sexualities in Africa*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet, 139-154.
- Sexuality and Body Image. 2005. *Agenda. Empowering Women for Gender Equity*, Vol. 63.
- Sexuality in Africa. 2004. *Agenda. Empowering Women for Gender Equity*, Vol. 62.
- Spruill, Jennifer. 2001. „A Post- With/Out a Past? Sexual Orientation and the Post-Colonial ‚Moment‘ in South Africa“. In Stychin, Carl; Herman, Didi (eds.) *Law and Sexuality. The Global Arena*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 3-16.
- Stychin, Carl F. 1998. „Righting Wrongs.“ In ders. *A Nation by Rights. National Cultures, Sexual Identity Politics, and the Discourse of Rights*. Philadelphia: Temple University Press, 52-88.